

Wir haben hier keine bleibende Stadt

Predigt am Sonntag Judika Hebräer 13, 12- 14



Foto: Wicicommons

¹²Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. ¹³So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen. ¹⁴Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Die 80-jährige Martha ging noch einmal durch ihre Wohnung. 50 Jahre hatte sie hier gelebt. In dieser Küche hatte sie mehr Geburtstagskuchen gebacken, als

sie sich nun erinnern kann. An diesem Fenster hatte sie gesessen, wenn sie nicht schlafen konnte. Auf diesem Fußboden hatte sie geschrien, als sie einmal einen furchtbaren Streit mit ihrem Mann hatte. Auf diesem Boden hatten die Kinder krabbeln gelernt.

Jetzt standen nur noch leere Räume vor ihr. Der Umzugswagen war weg. Die Schlüssel lagen auf der Fensterbank.

Sie blieb in der Mitte des leeren Wohnzimmers stehen.

An der Wand war noch die helle Stelle, wo das Kreuz gehangen hatte. Jahrzehnte lang. Jetzt ein Rechteck aus hellerer Farbe – ein Abdruck von dem, was war. Martha weinte. Nicht laut. Einfach so. Dann schloss sie die Tür.

Draußen auf der Straße wartete ihre Tochter mit dem Auto. Auf dem Rücksitz: ein Koffer, eine Pflanze, eine Tüte mit Büchern.

„Ist das wirklich alles?“, fragte die Tochter.

„Das ist alles“, sagte Martha. Und dann, leise, fast zu sich selbst: „Es ist erstaunlich, wie wenig man braucht.“

Was Martha in diesem Moment erlebte, ist uralte.

Gottes Volk hat das schon immer gewusst – beziehungsweise musste es das immer neu lernen. Israel in der Wüste. Vierzig Jahre unterwegs. Kein festes Haus, keine bleibende Stadt. Die Bundeslade auf Schultern getragen – nicht in einem Tempel, sondern in Bewegung. Gott selbst war kein Gott der Festung, sondern ein Gott des Weges. Eine Wolkensäule am Tag, eine Feuersäule in der Nacht. Immer wieder hören wir die Worte in der Bibel: Kommt. Geht. Oder folgt mir nach! Nie ein Stille stehen.

Und immer wieder die Versuchung: zurückzuschauen wie Lots Frau vor Sodom und Gomorrah. Die Fleischtöpfe Ägyptens. Das Altgewohnte. Das, was man kannte, auch wenn

es Sklaverei war. Sklaverei mit festem Stundenplan ist manchen lieber als Freiheit in der Ungewissheit.

Und genau so auch die Adressaten des Hebräerbriefts. Sie waren Juden und wollten nun wieder zurück ins Judentum. Zurück zum Gesetz. Sie waren Christen. Aber sie konnten sich nicht so recht mit dem Gott des Weges anfreunden. Manche wollten das Evangelium am statischen Gesetz anpassen. Andere hatten nicht verstanden, dass Heil und Seligkeit nicht auf einen Schlag geschieht, sondern auf dem Weg. Und genau in dieser Situation bringt der Hebräerbrief ein bemerkenswertes Bild, das auf das Wesen des Christentums hinweist. Und das Bild kommt aus dem Alten Testament.

Im Alten Testament gab es einmal im Jahr ein Sündopfer. Dazu musste das Opfertier bis an den allerheiligsten und unzugänglichsten Ort gebracht werden – also an den tiefsten Ort der Gegenwart Gottes, in die Mitte. Dort kam das Tier in unmittelbare Berührung mit dem Allerheiligsten, mit Gott selbst. Aber das war nur das eine. Der zweite Weg war ebenso entscheidend: Das Tier musste hinaus aus dem Lager und dort vollständig verbrannt werden. Das Opfer wäre unvollständig und das Heilige mit dem Unreinen vermischt, wenn das nicht geschehen würde.

Und Christus geht genau diesen Weg. Von ganz drinnen nach ganz draußen. Christus ist der Einzige, dessen Blut ins Allerheiligste gelangt ist – also in die unmittelbare Gegenwart Gottes. Er ist der Hohepriester, der durch den Vorhang geschritten ist und ihn entzweigerissen hat. Das ist das absolute Drinnen. Und zugleich: Sein Leib stirbt am verachtetsten, unreinsten, ausgestoßensten Ort – außerhalb der Stadtmauer, am Ort der Hingerichteten und Verfluchten, auf dem Hügel Golgothas. Das ist das absolute Draußen.

Und genau so ist Jesus unser Mittler. Er ist ganz bei Gott und ganz bei uns. Denn dort am Berg Golgota geschieht diese vollkommene Verbindung von Gott und Mensch. Zunächst geschieht mit dem Kreuz Jesu etwas zwischen Gott und Jesus allein. Jesus bringt das untadelige Opfer zu Gott. Und Gott sagt sein „Ja“ dazu. Dieses „Ja“ ist im Himmel – aber es bleibt nicht dort, sondern ist zugleich unmittelbar mit uns hier auf Erden verbunden. Jesus ist ganz beim Vater und zeigt ihm seine Wunden; sein Menschsein geht mit ihm in den Himmel. Aber zugleich hält Jesus mit seinen Nägelmalen unser Leid vor. Was Jesus Gott dort vorhält, ist unser Kreuz. Unsere Schwachheit. Unsere Sünde. Und Jesus spricht als Hohepriester sein letztes Wort über diese ganzen Dinge aus: Durch seine Wunden sind wir geheilt. Halten wir es aber aus, dass Jesus ganz Mensch ist. Halten wir die Gottesverlassenheit des Kreuzes aus? Halten wir es aus, dass Jesus uns Heil bringt aber nicht unmittelbar und nicht sofort? Halten wir es ausserhalb der Stadt aus, wo wir von anderen verachtet sind oder gar selbst etwas aufgeben müssen?

Der Hebräerbrief mahnt uns hinauszugehen, dorthin wo Christus ist – also draußen vor der Stadtmauer. Das bedeutet nicht, dass wir genau wie Christus als Opfer am Kreuz sterben müssen. Es bedeutet aber, dass unser Leben und alle unsere Hoffnungen dort draußen auf dem Hügel Golgothas versiegelt sind. Wenn der Hebräerbrief uns nun mahnt hinauszugehen, dann bedeutet das, dass durchaus die Gefahr besteht, dass wir drinnen bleiben. Es bedeutet, dass wir Christus unseren Gegebenheiten und Gewohnheiten anpassen würden. Wir würden ihn sogar unseren Vorurteilen anpassen. Christus wäre dann nur ein Mittel zum Zweck. Wir würden ihn nur auf halber Strecke akzeptieren. Wir würden ihn als gutes Vorbild, als Wunderheiler, als moralischen Kompass akzeptieren. Wenn wir

Jesus so für uns hier drinnen zurechtbiegen würden, wäre das Opfer ungültig. Statt Gott das Urteil zu überlassen, würden wir uns selbst anmaßen, über Sünde, Tod und Teufel zu urteilen. Das tun wir zum Beispiel, wenn wir sagen: „Gott muss doch irgendwie mit mir und meinem Leben zufrieden sein!“

Christus ist den Weg von ganz drinnen nach ganz draußen gegangen. Er ist also den ganzen Weg gegangen. Der Hebräerbrief drückt diesen Weg unseres Herrn mit dem Wort aus: „Er hat die Schmach ertragen“ – und sagt dann dazu: „Wir sollen vor dem Tor seine Schmach tragen.“ Diese Schmach ist kein romantisches Abenteuer, sondern bedeutet, dass wir etwas zu verlieren haben. Es kostet etwas. Es bedeutet nichts anderes, als dass wir vieles, was zu unserem Leben gehört, mit Leichtigkeit tragen können oder gar aufgeben können. Es bedeutet, dass wir unser Heil an nichts anderes heften als allein an diesen Jesus.

Was Martha mit Tränen in den Augen erfahren hat, als sie die Wohnung aufgeben musste, um ins Pflegeheim zu ziehen, müssen wir alle in der einen oder anderen Weise erfahren. Es kann herausfordernd und bitter schmerzlich sein, diesen Satz nachzusprechen: „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ Festhalten können wir nichts. Nicht die Zeit und nicht die glücklichste Stunde.

Bei fortschreitendem Alter bemerke ich bei mir selbst eine Tendenz, sich einzurichten. Das Gewohnte ist einem vertraut, man fühlt sich darin sicher. Das ist menschlich. Das ist verständlich. Aber es kann auch eine Form von innerem Stillstand werden. Man arrangiert sich mit dem Unbefriedigenden. Man nennt es Reife. Manchmal ist es aber nur: Müdigkeit. Das Evangelium hält uns jung nicht weil es uns die Vergangenheit nimmt, sondern weil es uns sagt: Die beste Zeit liegt nicht hinter dir.

Das Evangelium hat immer eine nach vorne geöffnete Tür. Wir suchen die himmlische Stadt. Wir strecken uns nach ihr aus. Wer hinausgeht zu Jesus, also außerhalb der Stadt, fällt nicht ins Bodenlose oder Hoffnungslose. Er verfällt auch nicht ins Weltfremde oder Utopische. Nein, ganz im Gegenteil. Er gewinnt festen Boden unter den Füßen. Einen Platz, wo er bleiben kann. Eine himmlische Stadt. Der Hebräerbrief spricht diese Worte der Hoffnung in unsere Welt hinein. Der Ort des Himmels liegt vor uns aber er ist schon jetzt zu spüren. Der Blick auf das Ziel vor uns verändert unser Leben im Hier und Jetzt. Etwas von Jesus überträgt sich auf unser wirkliches Leben auf Erden und gibt uns Hoffnung.

Martha blickte auf ihre kleinen Habseligkeiten auf dem Rücksitz des Autos. Und dann kamen Worte über ihre Lippen, die sie selbst zunächst nicht ganz verstand. Sie blickte nach vorn und sagte: „Wer schweres Gepäck trägt, schaut auf das Gepäck. Wer leicht reist, schaut nach vorn. Das ist keine Armut. Das ist eine Haltung, die uns reich macht.“

Martha würde im Pflegeheim neue Menschen kennenlernen. Auch ihr Kreuz würde einen neuen Platz in ihrer neuen Bleibe finden. Und immer wieder, immer öfter erfuhr sie jene Momente, die sie als tiefe Wahrheit erkannte: die Sehnsucht nach dem Ort, wo die Seele Ruhe hat. Diese Sehnsucht ist die Stelle, wo sich ein Fenster über unser Leben öffnet und bis in den Himmel ragt, wo Jesus ist. Amen